Und deshalb war er, um nicht bei evtl. Warten am Bankschalter von den fast unerträglichen Schmerzen geplagt zu werden, zum ersten besten Zahnatelier gegangen, den Schmerz zu bannen.

Da störte den Detektiv das Knarren der Türe in seinem Gedankengange. Ein Anfang der Zwanziger stehender junger Mann trat ein:

„Sie wünschen?"

„Kann ich vielleicht Herrn Neuber sprechen?"

„Der bin ich", entgegnete der junge Mann, sich lächelnd verbeugend.

„Pardon! — Ich möchte mir gerne einige neue Zähne machen lassen."

„Wollen Sie bitte ins Operationszimmer eintreten."

Werner nahm in dem verstellbaren Stuhle Platz. Während der Zahnkünstler, nach Prüfung der Kauwerkzeuge, die Abdrucksmasse im Nebenzimmer erwärmte, durchflogen seine Blicke forschend das Zimmer. Die Ausstattung des Zimmers war eine unordentlich luxuriöse. Die Aufstellung der einzelnen Gegenstände zeugte von wenig Geschmack. Noch eins war dem Detektiv aufgefallen. Des Technikers Züge hatten für ihn, den Physiognomiekundigen, den Stempel des Zerfahrenen, des Rücksichtslosen. Sollte er auf der richtigen Fährte sein?

Es galt vorsichtig und schlau zu sein. Inzwischen trat Neuber wieder ein. Bald war die vorzunehmende Prozedur erledigt und nach Erlegung einer Anzahlung empfahl sich Werner. Er sollte in 3 Tagen wiederkommen.

In dieser Zeit zog er Erkundigungen ein, die seinen bisher nur leisen Verdacht in etwas bestätigten. Neuber hatte, nachdem er verschiedene Jahre als Assistent eines Naturheilkundigen fungiert, in 6 Monaten die Zahntechnik erlernt und hatte dann gleich, das war vor 2 Monaten gewesen, sich selbständig gemacht. Finanziell stand er sich wenig günstig. Die Einrichtung war auf Teilzahlung geliefert, und die Einnahme stand in schlechtem Verhältnis zu den Geschäftsunkosten, der horrenden Miete usw.

Nach 3 Tagen sprach der Geheimpolizist wieder vor. Das Gebiß, eine Gaumenplatte mit 4 Backzähnen, wurde anprobiert und sollte in $1^1/_2$ Stunde fertiggestellt werden. Werner erbot sich, wenn es anginge, solange zu warten, da er des Gebisses so schnell wie möglich benötige.

Der Zahnkünstler bat ihn, im Wartezimmer Platz zu nehmen, und begab sich dann an die Arbeit in einem 1 Etage höher gelegenes Arbeitszimmer. Als die Schritte des die Treppe Hinaufgehenden verschallt, drehte Werner den in der Tür des Wartezimmers steckenden Schlüssel um und trat wieder ins Operationszimmer. An der Wand hing ein Bücherregal, angefüllt mit wissenschaftlichen Werken. Wie sein prüfender Blick eben gesehen, standen einige der dicken Bände etwas vor, und das war ihm, der gelernt hatte, auch dem scheinbar Unbedeutenden Beachtung zu schenken, genug, um eine Nachforschung der Ursache zu rechtfertigen.

Und siehe da. Als er zwei der Bücher hervorzog, sah er dahinter eine große, schwarze Banknotenmappe. Schnell öffnete er sie. Sie war leer. Aber der verschwundene Großkaufmann hatte bei seinem Gange eine große schwarze Tasche getragen, die ihm so wie diese war, beschrieben wurde.

War Blank wirklich von hier aus verschwunden? Wo war die Leiche geblieben? Noch vieles war aufzuklären, doch in dem Detektiv lebte ein Gefühl der Sicherheit, daß er sich auf der richtigen Spur befände!

Und er sollte recht behalten. Als er im Besitze des künstlichen Gebisses das Haus verlassen wollte, stand ein Mann in der Türe. Es war der Hausherr. Der Detektiv begann ein Gespräch mit ihm und erfuhr im Laufe desselben, durch geschicktes Ausfragen, daß Neuber am Tage des Verschwindens des Blank nachmittags eine große Kiste zur Bahn gesandt habe und selbst am Tage nachher verreist gewesen sei.

Jetzt wußte Werner genug. Er ließ sich einen Haftbefehl ausstellen und trat dann, am Tage nach dem letztgeschilderten Besuche, mit einem Kollegen bei Neuber ein.

Er frug ihn sogleich, ob der Großkaufmann Blank an dem in Betracht kommenden Tage bei ihm gewesen sei.

Entsetzt starrte der Gefragte den Detektiv an.

„Was soll die Frage? Ich kenne Blank nicht, habe ihn nie gesehen."

„Kennen Sie denn diese Mappe, Blanks Banknotentasche, auch nicht?" frug Werner weiter. Dabei zog er aus seiner Brusttasche den fraglichen Gegenstand hervor.

Neuber verfärbte sich. Zitternd sank er auf einen Stuhl. Doch bald hatte er sich von seinem Schrecken ermannt.

„Nein, nein, die kenne ich auch nicht," stieß er hervor. „Was wollen Sie eigentlich? Weshalb stellen Sie so verrückte Fragen?"

„Wir sind Geheimpolizisten und suchen den Mörder Blanks!" entgegnete Werner und fuhr dann fort: „Sie sind der Mörder. Ich erkläre Sie für verhaftet. Machen Sie kein Aufsehen, sondern sollen Sie ruhig."

„So leicht sollen Sie mich nicht haben!" schrie Neuber. Er faßte den neben ihm stehenden Stuhl und suchte, denselben wild um sich schwingend, die Türe zu erreichen. Doch schnell hatte ihm der Kollege Werners mit einem festen Griff den Stuhl entrissen. Im Nu waren ihm Handschellen angelegt und der eine Detektiv brachte ihn zum Untersuchungsgefängnis.

Werner blieb im Zahnatelier. Er durchforschte das Operationszimmer und das Nebengemach auf das genaueste, um die wahrscheinlich dort verborgenen Wertpapiere zu entdecken.

Schon wollte er nach nahezu vierstündigem Suchen sein erfolgloses Suchen einstellen, als er oberhalb des Spiegels, fast von demselben überdeckt, die Elemente der elektrischen Schelle angebracht sah. Hastig griff er hinter dieselben, doch seine Hand kam leer zurück. Aber hatte es nicht so sonderbar geknistert, als wenn doch Papier dort wäre. Er schnitt die Verbindungsdrähte ab und nahm die beiden in schwarzes Papier gedrehten Flaschen herab.

Siehe da, die Umhüllung war doppelt. Werner riß die obere herab: Cheks und Banknoten fielen herab, die ganze Summe noch, wie die Nachzählung ergab.

* * *

Der Schluß ist bald erzählt. Neuber, der zuerst zu leugnen versuchte, bequemte sich, als man ihm die gefundenen Wertpapiere zeigte, zu einem umfassenden Geständnis.

Blank war, wie der gewiegte Detektiv richtig vermutet hatte, ins Zahnatelier gekommen, um sich einen Zahn ziehen zu lassen. Der Kaufmann erzählte, daß ihn auf dem Wege zur Bank heftige Zahnschmerzen ergriffen hätten und da war es in Neuber direkt aufgeblitzt, daß in der schwarzen Mappe wohl viel Geld enthalten sei. Als er dann zwecks schmerzlosen Ziehens des kranken Zahnes den Kaufmann mit Chloranthyl betäubt hatte, konnte er es sich nicht versagen, einen Blick in die Mappe hineinzuwerfen, deren Schloß nur eingeschoben war. Was er sah, das viele, viele Geld machte ihn ganz verwirrt im Kopfe und da nahm er ein Handtuch und erdrosselte den besinnungslosen Blank. In eine Kiste, die seinerzeit zum Transport des Operationsstuhles gedient hatte, legte er dann die Leiche und ließ sie, als Operationsstuhl deklariert, per Bahn nach einem etwa 6 Stunden von der Stadt, in der sich die ganze Handlung abspielte, entfernten Orte, wo sich verlassene Bleibergwerke befanden, schaffen. Am andern Tage fuhr er selbst nach, zog alte schäbige Kleider an, holte die Kiste von der Bahn und fuhr sie mit einer Ziehkarre etwa eine halbe Stunde weit bis zu einem Schacht des früheren Bergwerkes. Hier warf er die Kiste mit der Leiche hinein, die Hauptspur des Verbrechens beseitigend. Dann kehrte er nach Hause zurück.

Er gedachte noch einige Monate, um auch nicht die Möglichkeit irgend eines Verdachtes aufkommen zu lassen, zu verweilen und dann mit dem erbeuteten Gelde irgendwo, weit fort, unter fremdem Namen ein sorgenfreies Leben zu beginnen. Jetzt kam es anders. Er wurde zum Tode verurteilt und dann vom Landesherrn zu lebenslänglichem Zuchthaus begnadigt.

Werner, der findige Detektiv erhielt eine von den Erben des als Junggesellen aus dem Leben gerissenen Kaufmanns ausgesetzte Prämie von 10 000 Mark.

Vermischte Nachrichten.

— Ein Preisausschreiben hat im vorigen Jahre die russische Regierung erlassen, zu dem Zwecke, ein Mittel zu erlangen, „Alkohol völlig ungenießbar zu machen". In dem ganzen europäischen Teile Rußlands besteht seit 1901 ein Brantweinmonopol. Bereits im Jahre 1895 wurde mit der Einführung dieses Monopols in den vier Provinzen Perm, Ufa, Orenburg, Samara begonnen. Die hier gewonnenen Erfahrungen veranlaßten im Jahre 1901 die Uebertragung des Systems auf das gesamte europäische Rußland und im Jahre 1904 auf Sibirien. — Im allgemeinen hat der Verbrauch von Trinkbranntwein in Rußland seit 1895 abgenommen. Dagegen stieg die Spiritusverwendung für chemische und technische Zwecke ganz bedeutend. Der Erlaß des Preisausschreibens beweist, daß auch der angeblich „gewerblichen" Zwecken dienende Spiritus vielfach einen anderen Weg fand. Auch zeigt der „Sturm auf die staatlichen Branntweinbuden", von dem wir jetzt des öfteren hören, daß das russische Branntweinmonopol einen wirksamen Schutz gegen den Alkoholismus nicht bildet. — Bei den Japanern dagegen ist der Alkoholismus so gut wie unbekannt. Sollte nicht auch dieser Umstand das Uebergewicht der Japaner in ihrem bisherigen Ringen mit Rußland erklären?

— Der Herr Rentier. In der Wiener Straße in Berlin wohnte seit einiger Zeit ein Mann, der sich als Rentier Düring angemeldet hatte. Er trat „vornehm" auf und besaß in der ganzen Nachbarschaft ein gewisses Ansehen. Der Rentier fuhr mit seiner „Gattin" häufig in der Droschke aus, besuchte fleißig die Rennbahn und war in den Wirtschaften seines Viertels ein gern gesehener Gast. Plötzlich nahm aber die ganze Herrlichkeit ein Ende mit Schrecken. Vor einigen Tagen wurde, wie wir in Berliner Blätter lesen, in der Zorndorfer Straße ein Einbrecher Maaßen in der Wohnung eines Briefträgers überrascht und verhaftet. Der Ertappte weigerte sich hartnäckig, seine Wohnung anzugeben. Jetzt aber hat die Kriminalpolizei ermittelt, daß Maaßen niemand anderes ist als der Rentier Düring. Er hatte sich mit der Frau eines Beamten, die von ihrem Mann getrennt lebt, zusammengetan und unter falschen Namen eingemietet. Der vermeintliche Rentier betrieb den Einbruch im großen und ließ die Beute durch seine Frau und andere Vermittler unter der Hand verkaufen. Dieses Geschäft brachte so viel ein, daß beide flott davon leben konnten. 25 Einbrüche, die er nicht leugnen konnte, hat der Rentier bereits eingeräumt. In allen Stadtvierteln, besonders in der Frankfurter Allee und am Viehhof, auch in der Kaiser Friedrich-, Münchener und Berliner Straße zu Rixdorf stahl er Kleidungsstücke, kupferne Kessel, Weingläser, Krüge, Betten, Daunen- und Steppdecken usw. Ein großer Teil der beschlagnahmten Beute ist noch herrenlos.

— Der Kniff einer Heiratslustigen. Ein origineller Fall, der beinahe der „Einfall" eines Possendichters sein könnte, beschäftigte in diesen Tagen die Pester Polizei. Schluchzend meldete ein Mädchen beim Polizeiamt, daß ihr Bräutigam sie verlassen wolle, weil man ihr ihr kleines Vermögen gestohlen habe. Sie hatte bei reichen Herrschaften gedient, jahrelang die Trinkgelder gesammelt und sich den Bissen vom Munde gespart, bis sie etwa 2000 Kronen zusammen hatte. Als ihre Mutter starb, hinterließ diese ihr weitere 1000 Kronen, sodaß sie rund 3000 Kronen in der Sparkasse anlegen konnte. Nun machte sie die Bekanntschaft eines Schlossers, dem sie wohl gefiel und der sich mit ihrer Mitgift selbständig machen wollte. Unmittelbar vor der Hochzeit aber stieß ihr das Unglück zu: ihr Sparkassenbuch wurde entwendet. Die Polizei nahm sich des armen Mädchens an und führte die Recherchen mit besonderem Eifer. Sie vermochte jedoch keinen Erfolg zu erzielen. Das Mädchen hatte die Sparkasse, bei der sie ihr Geld angelegt, vergessen. Sie konnte nicht einmal das Gebäude angeben, da angeblich jemand anderes für sie das Geld einzuzahlen pflegte. Schließlich geriet einer der Detektives auf die Idee, daß das Mädchen vielleicht überhaupt kein Sparkassenbuch gehabt habe und die Polizei anführe. Man begann ein Verhör mit ihr, das sie in höchste Verwirrung brachte. Sie konnte weder die reichen Häuser angeben, in denen sie gedient, noch den Zeitpunkt, in dem sie ihre Mutter beerbt hatte. Sie verwickelte sich in Widersprüche und gestand endlich, daß sie nichts besessen. „Wozu haben Sie denn die Polizei belästigt?" fragte man sie. Nun bekannte das Mädchen, daß das Motiv — die Heiratslust gewesen sei. Ein armes Mädchen könne keinen Mann bekommen. Sie wollte sich versorgen, und da sie ihren Bräutigam auch wirklich liebte, so wollte sie ihn festhalten, indem sie von ihrer Mitgift erzählte. Als er dann im letzten Augenblick zu drängen begann, fiel ihr ein, ihm einzureden, das Geld sei gestohlen. Nun hat sie das ersonnene Sparkassenbuch und den wirklichen Bräutigam mit einem Schlage verloren.

— Wozu man ein Schnupftuch hat. Man sollte meinen, daß man sich darüber nicht erst Rechenschaft zu geben braucht, und doch ist die Sache durchaus nicht so selbstverständlich. Das Taschentuch war ursprünglich nichts als ein Spielzeug in schönen Händen, dessen sich der Luxus in raffiniertester Weise bemächtigte und das daher nur in einer nicht allzu zahlreichen, aber gewählten Gesellschaft bräuchlich war. Erst als es allgemein wurde, und zwar sowohl für Frauen als auch für Männer, trat der praktische Gebrauch in seine Rechte. Wie sich die gute Gesellschaft vorher geholfen hat, kann man aus dem im 16. Jahrhundert erschienenen Anstandskatechismus ersehen, in dem die Frage vorkommt: „Ist es noch höflich, mit dem Barett oder Rock sich zu säubern?" Die Antwort lautete: „Nein, denn solches gehört sich nun zu tun mit dem Facilettlein." Das Facilettlein war das eben in allgemeinen Gebrauch gekommene Schnupftuch, das bis dahin eigentlich nichts als ein Handtuch war. Dem Namen nach dürfte sein Ursprung in Italien zu suchen sein, denn das Wort Facilettlein ist zweifellos aus dem italienischen „fazzoleto" gebildet. Aber auch nach Einführung seines praktischen Gebrauchs blieb es der Gegenstand eines ausgesuchten Luxus, nur gab man ihm dann den nichts weniger als poetischen Namen „Schnuffeldecken," der später in „Schnauptuch" umgeändert wurde. Die unschönen Namen hinderten aber die künstlerischen Verzierungen nicht, die so ins maßlose getrieben wurden, daß dagegen Strafen festgesetzt wurden: „Frauchengeschlinge von Sulber unde Golde sollen an den Schnuffeldöken verbaten syn bey peen dreyer Mark." Wenn der gemeine Bürger ein Schnupftuch trug, das mehr als einen halben Taler kostete, mußte er eine Mark Strafe zahlen. Taschentücher als Hochzeitsgeschenk wurden verboten, weil sie zu teuer waren, da sie zu solchen Gelegenheiten mit kostbaren Spitzen besetzt und mit Stickereien aus Perlen und Goldrosen geschmückt waren. Die Damen begannen übrigens schon frühzeitig, das Schnupftuch mit wohlriechendem Wasser anzufeuchten, aber nicht bloß des Wohlgeruchs wegen, sondern zugleich zur Konservierung des Gesichtsteints, wodurch „das Gesicht schön weiß und wohlgefärbet wird, so man es damit abwischet und je daß man das Gesichte damit reibet, je schöner es wird."

— Ein königliches Spielzeug. Ein ebenso originelles, wie kostbares Geschenk hat König Eduard VII. von England seinem ältesten Sohne des Prinzen von Wales, zu dessen Geburtstag am vergangenen 23. Juni gemacht. Der kleine Prinz Eduard Albert, in der Familie „Eddy" genannt, vollendete an diesem Tage sein elftes Lebensjahr. Um ihm nun frühzeitig Geschmack am Seemannsberufe beizubringen, den er, wie sein Vater es tat, später praktisch kennen lernen soll, hat der König ihm ein eigenes Schiff geschenkt. Zu diesem Zweck hat er ein außer Dienst gesetztes Paketboot der Flotte nach dem alten Typus der nicht mehr in Gebrauch befindlichen früheren „Briggs" umbauen und vollständig mit Masten, Sparren, Tauwerk und Segeln ausstatten lassen, so daß es jetzt wie eine allerliebste „Brigg" in Miniaturformat aussieht und durchaus seetüchtig ist. Im Innern erhält das Schiff eine sehr elegante, luxuriös eingerichtete Salonkabine. Die Mannschaft besteht aus einigen erfahrenen Seeleuten, und unter ihrem Schutze wird Prinz Eddy mit seinen Geschwistern alsbald nach seinem Geburtstage die erste Probefahrt unternehmen. Unter allen Schiffseigentümern der Welt dürfte der kleine Prinz, dessen eigener Wappenwimpel am Hauptmaste stolz im Winde flattert, mit seinen elf Jahren sicherlich den Rekord der Jugendlichkeit erreicht haben.

— Während eines Manövers 1883 befand sich ein Einjährig-Freiwilliger im Marschquartier bei dem reichsten Manne einer kleinen Stadt in der Altmark und wurde sehr mäßig verpflegt. Am folgenden Tage fand man im dortigen Lokalblatt folgendes „Eingesandt": „Marschquartier bei Herrn N. N. Jesus Sirach, Kapitel 31, Vers 12 und 13. Der dankbare Einjährige X. X." Man schlug die Bibel nach und fand folgendes: „Wenn du bei eines reichen Mannes Tische sitzest, so sperre dein Maul nicht auf und denke nicht, hie ist viel zu essen." Herr N. N. verklagte den Einjährigen beim Hauptmann. Dieser aber antwortete, er freue sich, daß er einen so „bibelfesten" Einjährigen habe.

— Ein spaßiger Vorfall ereignete sich in einer Kirche der Umgegend von Merseburg. Unter den Täuflingen befand sich auch einer, der bereits mehrere Jahre alt war. Als der Pastor ihm nun die Stirn benetzte, sträubte sich der Junge und rief: „Mutter hat mir schon gewaschen!" Ueber alle Gesichter zog ein Lächeln, und auch der Geistliche hatte Mühe, seinen Ernst zu bewahren.

— Der Theaterhut. A.: Sie sind gestern Abend im Theater gewesen? B.: Jawohl. A.: Und was haben Sie gesehen? B.: Eine Masse Chiffon, ein paar Schildpattkämme, ein paar riesige schwarze Straußenfedern und einen ausgestopften Vogel.

— Michel, hurra!" Bei einer Schulfeier in Eisenach wurde folgendes Flottenlied eines dortigen Primaners vorgetragen:

Michel, hurra!
Feinde sind nah,
Halte dir blank deine Waffen!
Feinde aus Ost, Nord und West
Schauen voll Neid auf dein warmes Nest,
Auf dein rüstiges Schaffen!
Mußt auf der Welt nur dir selber trau'n —
Und Schiffe bau'n!

Michel, hab acht
Bei Tag und Nacht —
Wider dich ficht ja die Lüge!
Lullten dich gerne in Schlummer ein,
Säuseln von Frieden — und sinnen allein,
Wie man dich meuchlings erschlüge!
Mußt wohl dich hüten vor ihren Klau'n —
Und Schiffe bau'n!

Michel, sei stark
In Herz und Mark!
Laß dir die Lust nicht vergällen:
Spotten die Narren im eigenen Haus
Hämisch auch Michel den Seemann aus —
Pfui auf die tristen Gesellen!
Mußt ihnen trutzig ins Auge schau'n —
Und Schiffe bau'n!

Michel, halt aus:
Volldampf voraus!
Trag deinen Fleiß in die Weite!
Hole dein Teil an der Erde Pracht,
Wahre dein Teil an der Erde Macht,
Daß dir's kein Frechling bestreite!
Wissen sie doch, du kannst sie verhau'n —
Und Schiffe bau'n!

Mitteilungen des Königl. Standesamts Eibenstock

vom 21. bis mit 27. Juni 1905.

Aufgebote: a. hiesige: Der Schiffchensticker Hermann Ehrhard Lorenz hier mit der Rosa Helene Schildbach hier. Der Bauschlosser Emil Max Neukirchner in Alberoda mit der Frieda Helene Tittel hier.

b. auswärtige: Der Landmann Friedrich Kielow in Drehnow mit der Dienstmagd Anna Peschick daselbst.

Eheschließungen: Bakat.

Geburtsfälle: 156—162) Hertha Lisbeth, T. des Maschinensticker Paul Schönfelder hier. Frieda Minna, T. des Kaufmanns Emil Hermann Reichel hier. Walther Gottfried, S. des Zimmermanns Emil Franz Hufter hier. Emil Armin, S. des Kaufmanns Constantin Walther Eberwein hier. Paula Ella, T. des Stationsarbeiters Hermann Friedrich Marquard in Wolfsgrün. Rudolf Hans, S. des Instrumentenschleifers Oswald Ungethüm hier.

Hierüber 1 unehelicher Geburtsfall.

Sterbefälle: 113—117) Die Schlossersehefrau Emma Clara Morchner geb. Mehnert hier, 36 J. 10 M. 2 T. Rudi, S. des Handarbeiters Carl Hermann Heinz hier, 25 T. Der Oekonom und Tischlermeister Carl August Pilz in Wildenthal, 1 Ehemann, 70 J. 6 M. 16 T. Der Schneider Ernst Lenk hier, 1 Ehemann, 74 J. 1 T. Willy Kurt, S. des Handarbeiters Emil Adalbert Proß hier, 1 M.

Kirchennachrichten aus Schönheide.

Freitag, den 28. Juni 1905, abends ½9 Uhr: Bibelstunde. Pastor Gerlach.

Neueste Nachrichten.

(Wolff's Telegraphisches Bureau.)

— Dresden, 28. Juni. Se. Majestät der König ist heute früh 5 Uhr in Begleitung des Flügeladjutanten Oberst-